

Der Zug nach der Stadt [Fortsetzung]

Autor(en): **Stegemann, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **3 (1899)**

Heft 11

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573407>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

N Der Zug nach der Stadt. N

Roman von Hermann Stegemann, Basel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung).

Aber jetzt flackerte in Hertha eine unklare Angst auf: „Mein Himmel, was ist? Gil' ihm nach! Er ist keine zehn Schritte voraus.“

„Also auf dem Weg, wirklich auf dem Weg nach dem Bahnhof.“ Er tastete nach der Brusttasche, riß einige Brieffschaften heraus, nickte, schob sie wieder an Ort und Stelle und eilte hinaus. In drei Sprüngen fuhr er die Stiegen hinab und rannte über die Straße. An der Ecke spähte er scharf aus. Es war ihm, als sähe er den Vater soeben in die Wartehalle der Drahtseilbahn treten, die den Verkehr zwischen dem hochgelegenen Obersträß und der Altstadt vermittelte. Er stürmte weiter, erreichte die Halle, riß die Glasthüre auf und stieß auf den Vater, der im Begriff war in den Wagen zu steigen.

„Auf ein Wort, bitte Papa!“ sprach er atemlos und vertrat ihm den Weg.

Der Major blickte erstaunt auf. Als er den Sohn erkannte, verbreitete sich ein Schein von Verlegenheit über sein Gesicht, aber er erwiderte: „Na, steig' ein, können ja unterwegs plaudern.“

„Nein Papa, unmöglich. Bitte, komm', deine Reise ist unnötig, unmöglich!“

Der Major fuhr einen Schritt zurück, preßte die Zähne zusammen und starrte den Sohn einen Augenblick finster an. Dann wandte er sich um und verließ

die Halle. Auf der Straße, vor dem Polytechnikum, blieb er stehen. „Rede, Bernd! Was soll diese rätselhafte Andeutung!“ Bernhard legte die Hand auf seinen Arm: „Komm, lieber Vater, ein paar Schritte weit, dort in die Anlagen zum Beispiel. Wir sind ungestört.“

„Keinen Schritt, bevor ich nicht weiß, weshalb du mich überfällst.“

Da sprach Bernhard leise und mit sanfter Stimme, als fürchtete er dem Vater wehe zu thun: „Denk dir nur Pa, in der Pension Egli ist da eine fatale Geschichte passiert.“ Der Major wollte aufbrausen, aber fester schlossen sich die Finger des Sohnes um seinen Arm, und er fuhr fort: „Die Dame, die dort wohnte und durchaus ladylike schien, ist heimlich abgereist und wird nicht wiederkommen. Eine Aventurière, sagte man mir.“

„Bernhard!“

Der Major riß sich los und seine Gestalt straffte sich. Sie standen hinter dem Springbrunnen zwischen den noch kahlen Bosketts. Bernd trat noch einen Schritt zurück und zwang dadurch den Vater einen Schritt vorwärts zu thun. Nun deckte sie die rauschende Fontaine und vor ihnen fiel die Höhe steil ab. Eine Bank stand dort, von der man die Dächer überschaute, und den Ueberzieher über die Lehne schleudernd, als gelte es, die Arme frei zu machen, sprach der Major ernst, mit



Weinwil am Hallwilersee. Phot. Stocker.

schneidender Stimme: „Ich habe mit der Dame verkehrt, mein Sohn. Du wirst die Beleidigung zurücknehmen.“

„Ich wollte, ich thät' ihr Unrecht, Papa. Aber —“

Der Major unterbrach ihn, indem er einen Schritt näher trat, so nahe, daß Bernd jede Linie in dem scharfgewordenen wie versteinerten Gesicht des Vaters unterscheiden konnte.

„Ich habe mit der Dame verkehrt, verkehrt en tout honneur, mein Sohn, ihr meine Begleitung zu einigen Spaziergängen und gesellschaftlichen Anlässen gewidmet, und — auf Ehre, Bernhard — sie war irreprochabel, vollkommen, versteh' mich wohl, vollkommen ladylike.“

Die Worte waren ihm schwer geworden, aber als er sie sprach, fühlte er, wie es ruhig in ihm wurde, als brächte dieses Geständnis ihm Klarheit über sein eigenes Verhalten. Ueber Bernhards Gesicht flog ein heller Schein und er streckte plötzlich dem Vater beide Hände entgegen: „Gott sei dank, Papa, mein lieber alter Pa!“

Aber der Major nahm die Hände nicht, sondern erwiderte: „Das genügt mir nicht.“

Da zuckte Bernd zusammen. Darauf griff er in die Tasche, reichte dem Vater den Brief Frikens, den er als Waffe bei sich getragen und deutete schweigend auf die Bank.

„Was soll das?“ fragte der Major und ließ sich, unwillkürlich der Aufforderung folgend, nieder, indem er die Bogen aus dem aufgeschnittenen Couvert zerrte. „Ein Brief vom — er suchte das Datum — vom Dezember, den ich nicht kenne?“ Und er begann zu lesen.

Bernhard stand hinter ihm, auf die Banklehne gestützt. Der Major nahm den Hut ab und fuhr sich über die Augen, ließ den Brief, nachdem er die ersten Zeilen überflogen, einen Augenblick nur sinken, und las dann weiter. Bernd sah auf den Scheitel des Vaters nieder. Spärlich verschleierte das Haar die Wirbel und ein weißer Schimmer glänzte im Sonnenschein unter dem Graublond, das so lange jedem Farbenwechsel widerstanden hatte. Still war es rings, das Wasser stürzte mit sanftem Rauschen in das gemauerte Becken und ein dumpfes Rollen verriet, wenn die Drahtseilbahn in Thätigkeit trat. Bernds Augen überflogen das Dächermeer. Schon flatterten die Fahnen im Thalwind von den Hotels und verkündeten die anbrechende Saison. Am Netliberg hinauf lief ein blaßgrüner Schmelz und über den Grat segelten leichte, weiße Frühlingswolken, die schneeigen Segel kleiner Lustboote glänzten auf dem See und ein Schwarm geschwätziger Etaare zog quer über dem Zürichberg zu.

Die Blätter raschelten in der Hand des Majors. Mit zitterndem Zeigefinger verfolgte er die letzten Zeilen;

auf einmal ließ er den Brief fallen und schlug die Hände vor das Gesicht. Bernhard hob die Papiere auf und legte sie zusammen. Ein Stöhnen aus tiefster Brust, ein Versuch sich aufzurichten, ein Griff nach der Banklehne, der Major stand aufrecht. Sein Gesicht war gelblich-blaß, Kränzenfüße hatten sich in seine Augenwinkel gekrallt und die Augen waren gerötet. Aber er stand aufrecht und seine Stimme klang heiser aber ruhig, als er sagte:

„Du hättest mir den Brief früher zeigen sollen.“

„Wenn ich geahnt hätte — und dann Frik hatte auf meine Diskretion gezählt.“

„Genug, mein Junge und nun sag' mir, was ich zu thun habe.“

„Papa!“

„Laß das, Bernd, ich weiß, daß du mich nicht so an die Mauer gedrückt hättest, wenn nicht die bittere Notwendigkeit vorlag. Man sieht doch nicht gerne als Sohn, wenn der alte Vater sich schämt.“

„Pa, mein lieber, braver Papa!“ rief der Sohn und plötzlich faßten sie einander bei den Schultern und rissen einander in die Arme, krampfhaft, fast rauh. In einem Augenblick war es geschehn. Der Major nahm Hut und Ueberrock und sagte: „Bitte, zeig' mir den Weg. Du siehst ja, ich bin ganz ruhig.“

„Sie ist fort, Papa, es handelt sich nur um die Beantwortung einiger Fragen, die man an dich richten will.“

Sie gingen. — Major Hoyer schritt aufrecht, aber ein greisenhafter Zug zuckte um seine Mundwinkel und ohne zu wissen, daß er sprach, murmelte er: „der arme Frik.“

Als sie die Pension erreichten, herrschte dort die lebhafteste Aufregung. In der Küche brodelte es, Teller klapperten, eiserrote Mägde rannten umher, aus den Parterreräumen klang Stimmengewirr. Es roch nach Blumen und Braten.

Regina stand hinter dem „stummen Diener“ verborgen und sah die beiden Männer die Treppe hinaufsteigen. Aber sie zeigte sich ihnen nicht. Bernd glaubte das junge Mädchen gesehen zu haben, aber auch er vergewisserte sich nicht, sondern stieg neben dem Vater die Stufen hinauf, während er ihm zuflüsterte: „Es ist der Hochzeitstag der ältern Tochter. Ein peinvolles Zusammentreffen. Gestern, als nichts mehr von der Rückkehr der Dame verlautete und ein Geschäftsmann nach dem andern kam und fragte und Bezahlung für Preisen und Spizen und tausend andere Dinge forderte, bemächtigte sich der vertrauensseligen Frau endlich ein Argwohn. Heute früh trafen zwei Beamte ein, — na, du wirst ja hören.“

Sie standen vor der Thüre, durch die der Major

oft aus- und eingegangen war. Er wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn.

„Fühlst du dich unwohl, Papa?“

„Angenehm ist mir nicht zu Mut, aber es muß ausgefressen sein. Schlag an, mein Junge.“

Bernhard klopfte und die Thüre wurde geöffnet. Sie traten ein. Der Major war anfangs geblendet von dem Licht, das durch die geöffneten Fenster fiel, dann suchte er sich zurechtzufinden. Zwei Herren standen mitten im Zimmer, auf dem Sofa saß im schwarzen Seidenkleid, aber mit krampfhaft gefalteten Händen und starr vor sich hinblickend, Frau Egli und

Kollege ist königl. Polizei-Kommissär Jollemain aus Brüssel.“

Ueber das Anliß des Majors legte sich ein Ausdruck dienstlicher Strenge und er entgegnete: „Und welchen Charakter hat die Frage, die man an mich stellen wird?“

Der belgische Beamte verneigte sich leicht und erwiderte in französischer Sprache: „Nur eine Bitte um Auskunft Herr Major. Ich bin auf die Unterstützung der zürcherischen Polizei angewiesen, um in einer Angelegenheit gegen die unter dem Namen Madame van ten Kerken reisende Dame zu recherchieren. Man wünscht



Der Dorf-Uhrenmacher. Gemälde von Karl Gehrl, Münchenbuchsee.

am Tisch, den Kopf schwer auf die Hand gestützt, der Vater. Bernhard trat auf die beiden Fremden zu und sprach leise mit ihnen. Darauf erwiderte der eine mit lauter Stimme: „Es kann nur eine Formalität sein, das ist selbstverständlich. Hier mein geschätzter Kollege wünscht lediglich eine Frage an den Herrn Major zu richten.“

Major Hoyer trat einen Schritt vor: „Bitte, fragen Sie. Ich nehme an, daß ich Amtspersonen gegenüberstehe.“

Er blickte fragend von einem zum andern. Der eine, ein Schweizer, wie die Aussprache verriet, erwiderte mit Haltung: „Polizeilieutenant Frey, Herr Major. Mein

einen Eklat zu vermeiden und die Person um — der Sprecher sah, daß der Major zusammenzuckte und an dem Schnurrbart zerrte, um sich einen Halt zu geben — kurz, ich möchte mir nur die Frage erlauben, ob der Herr Major über die Abreise und das Reiseziel der Frau van ten Kerken orientiert sind.“

Der Major atmete auf. Nach einigen Augenblicken antwortete er: „Ich bin in der für mich angenehmen Lage, Ihnen hierüber keine Auskunft geben zu können. Ich glaube an eine Reise nach Luzern, weiter weiß ich nichts.“

„Ganz, wie ich dachte“, entgegnete der Kommissär mit verbindlichem Lächeln. „Wir werden recherchieren müssen, aber es ist zuviel Zeit verfloßen. Die Spur

wird erst wieder aufzufinden sein, wenn die unbestreitbare Schönheit der Dame in Lugano oder Baden-Baden Aufsehen erregt hat. Ich danke Ihnen, Herr Major."

Hoyer wechselte mit dem Sohn einen schnellen Blick. Eine Last war ihm vom Herzen gefallen, da man ihn nicht um Zeugnis anging, denn er war fest entschlossen gewesen zu schweigen. Es widerstrebte ihm, die Frau, mit der er Stuhl an Stuhl gegessen, die er dem Sohne gegenüber verteidigt hatte, zu belasten, wenngleich sie eine unwürdige war. Gerade in dem Augenblick, als der Beamte die Frage an ihn richtete, war ihm eingefallen, daß sie oft, wenn auch im Scherz und in der tändelnden Unterhaltung, wie sie sie liebte, nach dem Afrikaner gefragt hatte, als beschäftigte sich ihr besseres Teil noch mit dem jungen Offizier, der sich fest und vertrauensselig ihr genähert hatte.

Bernhard trat auf den Vater zu und flüsterte ihm zu, daß die Angelegenheit für sie erledigt sei. Der Major fuhr aus seinen Gedanken auf, und blickte sich um. Die Beamten sprachen miteinander und machten eifrig Notizen. Vater Egli saß noch am Tisch und regte sich nicht. Die Mutter aber war aufgestanden, und als der Blick des Majors sie traf, sagte sie: „Wer hätte das geglaubt, Herr Major! So vornehm und nun ist nichts, nichts da! Was wir an ihr verlieren müssen! Und die Polizei im Hause! Ich begreife nicht, wie so etwas geschehen kann. Gibt es denn wirklich Menschen, die reisen und reisen, wohlleben und leben, um zu betrogen? Und Sie hat sie auch betrogen!"

Eine feine Röte stieg in die Stirn des Majors, aber er bezwang sich und schwieg. Noch einen Augenblick zögerte er, dann klopfte er dem Manne auf die Schulter: „Nicht Trübsal blasen, sitzen ja da, als hätte Ihnen der Blitz ins Dach geschlagen. Ueber so 'was kommt man hinaus. Eine Lehre für uns, alter Freund, eine grausame Lehre. Hilft nichts, das Ducken und Raisonnieren. Geben Sie mir die Hand, so, und nun Kopf hoch, wenn's einem auch hinter den Rippen brennt."

Er hatte Eglis Hand gefaßt und krampfhaft geschüttelt. An der Thüre besann er sich und fragte plötzlich: „Herr Kommissär, eine Frage: In welche Kategorie stellen Sie diese, diese Frau?"

Jener zögerte, zuckte mit den Achseln und erwiderte dann vorsichtig: „Es ist eine moderne Erscheinung, Herr Major. Ein unruhiger Geist, flatterhaft, ohne Grundsätze, ein bißchen pathologische Veranlagung vielleicht. Das kosmopolitische Leben in den Großstädten und internationalen Badorten zieht an, die Freude an der Kunst, anderen Leuten Sand in die Augen zu streuen, und die Lust, heute als Gräfin, morgen als Fürstin, und dann wieder als die Witwe eines Handelsheeren aufzutreten — dabei leben, gut leben, aber das Geld

und die Dinge, die man sich in den Geschäften auf Kredit geben läßt, in alle Winde streuen — wie sollen wir das nennen! Es wird Ihren Ohren wehe thun, aber die Bezeichnungen „Hochstapelei, Indusirittertum“ sind nun einmal dafür gebräuchlich."

Die Hand des Majors, die auf der Klinkel lag, zuckte. Als der Beamte schwieg, sagte er rauh: „Sie sind noch nicht zu Ende."

Der Kommissär aber entgegnete: „Doch, Herr Major, eine weitere Erklärung würde nur ermüden. Es ist nichts mehr zu erinnern. Die beiden Geschlechter stellen zu dieser Kategorie ihre Rekruten und wie der Mann, so reist auch die Frau allein und lebt nur ihrer Rolle. Andere Tendenzen hat sie nicht."

„Ich danke Ihnen, Herr Kommissär," antwortete der Major. Seine Züge hatten die Starrheit verloren, nur alt sah er aus, recht alt, so aufrecht er sich hielt.

Da erhob sich plötzlich Vater Egli schwerfällig und sagte: „Und nichts — die Papiere, die ich da liegen habe — alles ohne Wert?"

„Sie sind vollständig wertlos", erwiderte der Polizeioffizier.

Egli sank auf den Stuhl zurück. Die Mutter aber schien gefaßter und strich mechanisch über ihr Kleid, indem sie einwarf: „Und gerade heute, am Hochzeitstag des Kindes! Und das Haus voll Gäste!"

Hoyer und Bernhard entfernten sich. Auf der Treppe begegnete ihnen Regina, die die Eltern suchte. Es war kein Zufall. Der Major blieb stehen, räusperte sich und sagte: „Ich freue mich, daß Sie Ihre schöne Ruhe nicht verloren haben, Fräulein Regina. Bitte, geben Sie mir 'mal Ihre Hand."

Als sie wortlos, mit einem süßen Schrecken in den Augen, ihm die Hand gereicht, fuhr er fort, indem er zu scherzen versuchte: „Wir haben einen Pakt geschlossen, liebes Kind. Sie wissen doch!"

„Ja, Herr Major," antwortete sie und sah ihn fest an.

Er wandte sich nach Bernhard um, der einige Stufen höher stand.

„Ich entbinde Euch Eures Versprechens. Sehet zu, was Ihr zu thun habt."

„Papa!" „Herr Major!"

Die Rufe kreuzten sich. Er winkte, ließ Reginas Hand los und schloß: „Und nun Adieu, ich reise auf einen Tag nach Luzern und an den schönen See. Wenn ich wiederkomme, frisch ausgelüftet und den Winter begraben habe — na, dann reden wir weiter. Bis dahin Holla!"

Und ehe Bernhard einen Einwand erheben konnte, war er die Treppe hinabgestiegen und über den Flur gegangen.

Als der Sohn nach einem einzigen trunkenen Augenblick des Verweilens in seinem Glück, auf die Straße trat, sah er den Vater langsam der Einsteighalle der Bergbahn zuschreiten. Er will allein sein, sich zurechtfinden und verwinden, sagte sich Bernd und ließ ihn gehen, um sich nach Hause zu begeben und Herthas Kengste zu zerstreuen. Unterwegs begegnete ihm Maksimow, kam auf ihn zu und sprach:

„Ich bin froh, Sie zu sehen. Ich habe eine Anstellung erhalten als Chemiker in einer Fabrik bei Basel. Und ich bitte Sie zu wissen, daß ich morgen zu Ihnen kommen werde.“

Bernhard sah in ein Anlitz, auf dem Hoffnungen und Wünsche sich spiegelten. Die schönen, dunklen Augen glänzten und um den feingeschnittenen Mund lag ein bittendes Lächeln.

„Maksimow, Sie wollen?“

„Ich will und ich muß. Morgen werde ich zu Ihrer Schwester sprechen, Hoyer.“

„Gut, Sie sollen sie zu Hause finden!“

Auch hier mußte ein Schicksal entschieden werden. Bernhard fühlte, daß er beiseite treten und es geschehen lassen mußte. Er ging rasch weiter. Maksimow blickte ihm nach, als fürchte er, jener trage üble Botschaft in das verwitterte Häuschen, an dem die ersten silbergrauen Knospen des Spalierobstes aufgebrochen waren, wie er gestern gesehen hatte; dann schritt er mit einem verträumten Lächeln dem Haus zu, aus dem der Lärm des Hochzeitsfestes als summendes Geräusch bis in das Vorgärtlein drang.

Da fiel ihm ein, daß auch er geladen war, und so gern er allein geblieben wäre, hielt er es doch geboten, einen Besuch zu machen und der Braut einen Glückwunsch zu bringen. Agnes stand, den Kranz im Haar, im Musikzimmer mitten unter den Verwandten, die vom Berg heruntergekommen waren, und empfing den Glückwunsch Maksimows mit einem Gefühl befriedigter Eitelkeit. Er brachte seine Entschuldigung vor und beurlaubte sich von der Tafel, zu der die letzten Vorbereitungen getroffen waren.

Die Mutter mußte ihre Sorgen zu verbergen, der Vater aber saß schweigend, starr vor sich auf den Teller blickend zu Tisch. Neben ihm hatte Regina Platz genommen, um ihm zur Hand zu sein, denn noch versagte ihm zuweilen der rechte Arm den Dienst und lag leblos auf dem weißen Taseltuch. Frau Egli saß neben dem Bruder ihres Mannes, der den Speisen weidlich zusprach, während seine Frau mit verwunderten und ehrfürchtigen Blicken die Pracht des Tafelgeschirrs und die Ausstattung des Speisezimmers bestaunte. Agnes' Wangen glühten und mit befriedigtem Stolz trug sie die goldene Kette zur Schau, die ihr der Gemahl geschenkt hatte.

Als sie gewahrte, daß die anderen dem Baumeister mit einer gewissen Scheu begegneten, hob sich ihr Selbstbewußtsein noch höher und das machte ihr Mut das Wort an den Großvater zu richten, der in seinem kaffeebraunen Schoßrock mit dem Samtkragen altfränkisch aussah und mißtrauisch in den Schüsseln stocherte.

„Sagt, Großvater, warum ist denn der Herr Pfarrer nicht gekommen? Er war doch eingeladen!“

Die Mutter warf ihr einen verweisenden Blick zu, aber sie bestand auf ihrer Frage, obgleich der alte Bauer that, als habe er nichts gehört. Doch als der Baumeister geschmacklos scherzend einwarf, man habe ihn ja nur als Gast, nicht als Pfarrer gebeten, da legte der Alte plötzlich das Messer hin und sagte langsam, im scharf ausgeprägten Dialekt:

„Als Pfarrer wär' er schon gar nicht gekommen.“

„Was soll das heißen?“ fuhr der Baumeister auf.

Auf Agnes' Gesicht erschien ein verlegenes Lächeln, und ihre Augen blickten stehend, als sie hinzufügte: „Hätten wir wohl zu ihm hinaufkommen sollen?“

Die Mutter wollte die Unterhaltung ablenken, aber es mißlang. Nur der Schwäger beteiligte sich nicht an dem Gespräch und auch Vater Egli schwieg, sah aber mit seinen dunklen, tiefgebetteten Augen fragend auf den Alten. Der hatte das Glas in der Hand, als Agnes' spöttische Frage erklang. Er trank, setzte das Glas ab, fuhr sich mit den Fingern in die Vatermörder, als wollte er sich Luft schaffen und erwiderte dann ruhig:

„Das weiß ich nicht; aber ein' Hochzeit im Dorf, das wär ein' and're Sach gewesen als hier in der Stadt! Und der Schulmeister — wir haben immer noch den Rudi Schirmmeister — der hätt' wohl 's Harmonium gespielt in der Kirche.“

Einen Augenblick war tiefes Schweigen, dann lachte Agnes krampfhaft auf und brach ein anderes Gespräch vom Zaun. Dann sprang sie auf, um die Fenster zu öffnen. Es sei zu heiß in der Stube und draußen sei es ja so warm wie im Heuel.

Der Baumeister erhob sich und warf einen Blick hinaus. Er konnte die Erdbarbeiter übersehen, die in der Matte wühlten, wo er das neue Gebäude zu errichten gedachte. Aber auch auf der anderen Seite wurde geschaut. Wenn Egli sich ein wenig umwandte, konnte er von seinem Stuhl aus sehen, wie die Fuhrleute mit den leeren Wagen die Straße heraufkamen, ausspannten und die Pferde in die Vertiefung führten, wo früher das Gartenland sich erhoben hatte. Dann verdeckte ihm das Fenstergerüst die Aussicht, bis die Gespanne wieder auftauchten, angetrieben von klatschenden Geißelhieben, während italienische Arbeiter in die Speichen griffen, um die mit schwerer Gartenerde gefüllten Wagen auf die Straße schaffen zu helfen. Der laute Zuruf der

Fuhrleute, das lebhafteste Treiben der Italiener, Peitschenknall und dumpfer Pöckelschlag drangen in das Zimmer, und Regina sah, wie der Vater greisenhaft mit dem Haupt nickte, als versagten die Nackenmuskeln den Dienst. Sie stand auf und schloß die Fenster wieder.

Die letzten Teller waren abgetragen worden. Frau Egli lud die Gäste ein, einen Umgang durch das Haus zu machen, da gerade keiner der Pensionäre zu Hause sei. Vater Egli und Regina blieben zurück, während Agnes sich entfernte, um das Kleid zu wechseln, und der Baumeister in die Bauhütte hinüberging, wo er mit seinem Werkführer sprach. Als Regina mit dem Vater allein war, ergriff sie seine Hand und flüsterte: „Ist es schlimm Vater? Verliert ihr gar so viel?“

Er sah sie an, bewegte die Lippen und sprach mühsam: „Zu viel für mich, Kind.“

Nach einer Weile fuhr sie zaghaft fort: „Und wenn Agnes nun geht und ich bleibe auch nicht mehr?“

Er war aufgestanden und stand am Fenster. Tief unter ihm gruben die Italiener, und schon trieben sie den Stollen dicht an das Haus heran. In einer Ecke lag, ein wüster Trümmerhaufen, Gesträuch, Wurzelwerk und eine steinerne Brunnenfigur, die ihre zerbrochenen Glieder in dem ausgerissenen Gedörrn verbarg. Egli hatte keine Antwort gegeben und starrte auf das emsige Treiben. Regina ließ ihn gewähren. Am Rande der Vertiefung, die die Arbeiter in den hochgelegenen Garten getrieben hatten, stand ein Wagen, der mit der ausgeworfenen Erde gefüllt wurde. Die Leute hatten Jacken und Westen abgelegt. In den weiten Beinkleidern, eine bunte Schärpe um die Hüften geschlungen, arbeiteten sie emsig ohne aufzublicken. Die Sonne, die wie im Sommer brannte, war in einen fahlen Dunst getreten, der vom Uetliberg aufsteigend den Himmel langsam überzogen hatte, bis seine zarte Bläue erloschen war.

„Wär' nicht erst April, so möchte man an ein Gewitter glauben,“ sprach Regina leise, die hinter dem Vater stand.

„Ja, ein Wetter,“ murmelte er und hob den Blick zu dem zackigen, bräunlichen Gewölk, das eben über dem Berggrat auftauchte.

Als die Gäste zurückkehrten, waren sie voll Bewunderung über die vielen, reichmöblierten Zimmer, und die Frau des Bruders sagte ein über das andere Mal: „Nein, das Heim zum Pflug' kann sich mit der Pracht nicht vergleichen. Aber mir wär' angst, ich passete nicht hier hinein.“

Frau Egli wandte sich an den Alten, der treppauf, treppab mitgegangen war, aber noch kein Wort hatte verlauten lassen.

„Und was saget Ihr dazu?“ fragte sie.

Er rieb sich nachdenklich das rasierte Kinn und er-

widerte: „Es hat viel Wert, was Ihr dastehen habt, Hausrat und Haus. Aber was das kostet!“

Agnes war eingetreten und hatte die letzten Worte gehört. „Ei freilich kostet's,“ rief sie lachend, „aber es trägt auch ein“, und als der Baumeister hinter ihr auftauchte, wandte sie sich an ihn und sagte: „Ist's nicht so, Ernst?“

„Wohl ist es so, das Geschäft ist ausgezeichnet und wird alle Jahre besser.“

Der Bauer nickte, aber unwillkürlich blickte er auf den Baugrund hinaus, wo die Fundamente zu neuen Häusern ausgehoben wurden. Der Baumeister sah, wie er den Mund einriß und sprach hastig: „Aber jetzt wird es Zeit den Kaffee zu trinken. Wir fahren heut' noch nach Bern.“

Da brach plötzlich Mutter Egli in lautes Schluchzen aus und glitt, das Taschentuch vor den Mund pressend, auf den nächsten Stuhl. Die Aufregung der letzten Tage, die verheimlichten Sorgen, die ihrem Wesen eigene Thränenschwäche entlud sich in einem heftigen Schauer, und als sie endlich zu reden vermochte, stammelte sie unter Schluchzen: „Ach, nun geht mir das Kind fort! Und wenn's nur zu seinem Glück ist! Und ich hab' nur noch das Reginali in dem großen Haushalt!“

Und da, ehe Regina ein Wort einwenden konnte, da rief die Schwester gereizt: „O, mein Glück ist unterwegs, aber ob das Reginali sich noch lange der Mutter annimmt, das steht noch sehr im Zweifel.“

„Agnes!“

Die Mädchenaugen loberten in heller Empörung und als Agnes hinzusetzte: „Nein, es ist gar kein Zweifel. Wenn sie nicht so vorsichtig gewesen wäre, ihr Geheimnis zu verstecken, dann wüßte die Mutter schon lang Bescheid.“ Da sprach sie laut, mit klarer Stimme und wie aus Marmor gemeißelt erschienen ihre Züge in dem gelblichen Licht, das über den Himmel schlich: „Du legst mir zum Bösen aus, Agnes, was doch stärker ist als ich selbst. Aber wenn du sagen willst, daß ich um meiner Liebe willen die Eltern verlassen muß, so sagst du wahr.“

„Um der Liebe willen!“ wiederholte Agnes spöttisch. Die stillen Vorwürfe, die sie aus Regine's Benehmen seit der Lösung des Verhältnisses mit Nubi herausfühlte, die Weigerung des Pfarrers vom Berg, sie zu ihrer Hochzeit zu begrüßen, die Demütigungen, die sie sich von den Lieferanten der Frau van ten Kerken, deren ständige Begleiterin sie gewesen war, hatte gefallen lassen müssen, und eine mahnende Stimme, die in ihrem Innern von der ausgewurzelten Neigung zu Nubi sprach — all das wogte wild in ihr auf und legte ihr den Spott auf die Zunge.

Regina stand hoch aufgerichtet. Die Kraft, die sie

nie gekannt hatte, stärkte sie in Voraussicht des Kampfes, den sie plötzlich auf sich einbrechen sah.

„Ja, um der Liebe willen, Schwester! Oder gäb's wohl etwas anderes, das eine Tochter zwingen könnte, die Eltern zu verlassen?“

Agnes verstummte, aber jetzt stand die Mutter auf:

„Ja, hör' ich recht, du willst mich und das Geschäft verlassen? Und heiraten? Ich frag' nicht, wen, denn ich leid' es nicht. Ich brauche dich und du mußt mir folgen.“

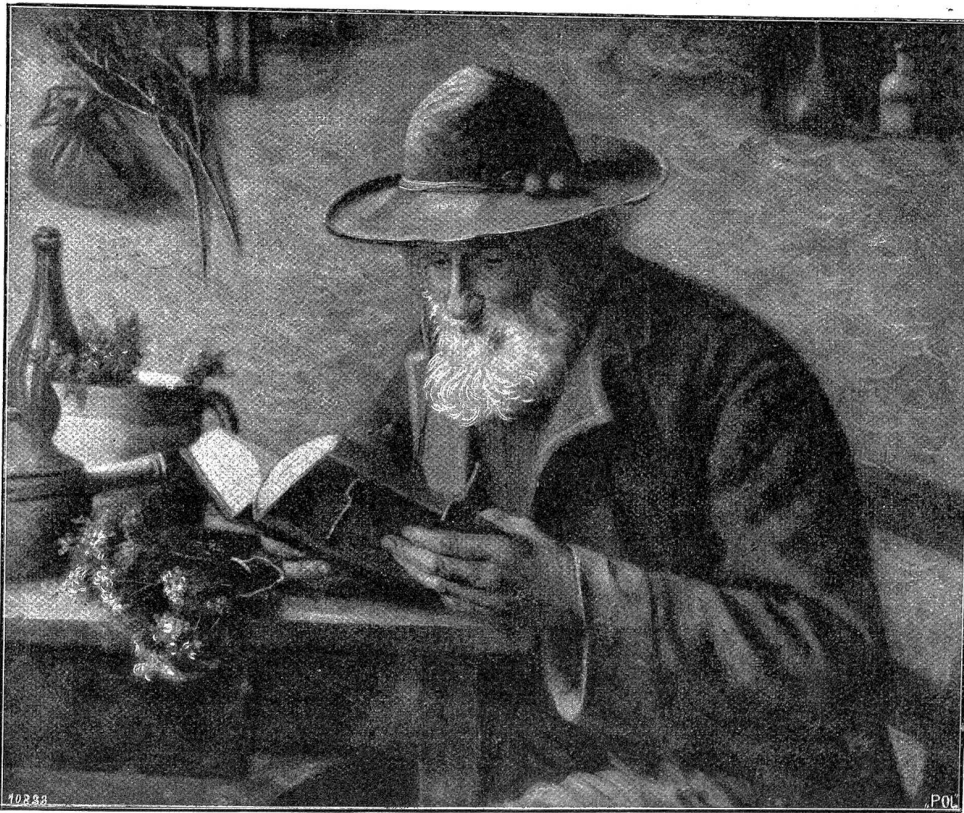
„Mach mir's nicht schwer, Mutter!“

„Ich leid's nicht, sag' ich dir und dein Vater ver-

Aber die Mutter vertrat ihr den Weg und rief zu dem Vater hinüber. „Sag' ein Wort, Vater, sag' ihr, daß sie bleiben muß.“

Doch Vater Egli schwieg. Da, als eine Weile tiefes Schweigen gewesen war, daß die Atemzüge der Erregten hörbar wurden, begannen die Unbeteiligten miteinander zu flüstern, und der Baumeister sagte halblaut: „Komm Agnes, wir wollen gehen!“

Die Mutter zuckte zusammen und strich glättend über das Seidenkleid. Ein Blick zeigte ihr, daß sie daran war, das Salz umzustößen und den Hochzeitstag zu verderben. Sie bemeisterte sich und that einen Schritt



Der Kräuterdoktor. Gemälde von Karl Gehri, Münchenbuchsee.

bietet's dir. Ja, ich weiß, du bist trotzig. Auch damals, als wir in die Stadt zogen, hast du mir widerstanden und im Seminar bleiben wollen. Und das Seminar, das ist gerade an allem schuld. Da meinst du, du siehst etwas Besseres geworden und deinen Eltern überlegen, du eigennütziges, schlimmes Kind!“

Regina war totenblaß. Mutter und Tochter standen sich gegenüber. Die Verwandten sahen stumm, neugierig und einander bedeutsame Blicke zuwerfend auf die seltsame Gruppe. Jetzt wandte sich die Tochter langsam ab, indem sie mit einem traurigen, aber gefassten Ton sagte: „Du bist aufgeregt, Mutter, und meinst es gewiß nicht so böse.“

zur Seite, aber noch ehe sie ein Wort gesagt hatte, verfinsterte sich plötzlich das Gemach und dann flammte es in bläulichem Licht, und mit knatterndem Donner fuhr der Blitz aus dem braunen Gewölk, das tief über der Stadt hing. Und ein zweiter Blitz fuhr herab, eine züngelnde Schlange war's, die allen sichtbar am Nolliberg herunterzischte, dann zerrissen die Wolkenleiber und eine Sündflut rauschte herab.

Alle drängten an die Fenster, nur Regina stand unbeweglich. Die Landleute spähten zu den Bergen hinüber, wie weit die Wetterwolke reichte und tauschten sorgenvolle Bemerkungen. Vater Egli starrte auf das Baufeld. Die Italiener hatten sich geflüchtet. Wasser-

bäche stürzten von allen Seiten in die ausgehobenen Kellerräume und Schollen schlugen von dem Rand der Böschung sich lösend in das braune Wasser. Der Wagen, der hart am Rand stand, verschwand zuweilen hinter dem Vorhang, den der Platzregen um ihn zog, und so dunkel war es geworden, daß kein Dach mehr zu erkennen war. Jetzt spaltete sich ein Teil des Erdbreichs, das durch die schweren Wagen tief zerfurcht war, plötzlich ab und versank in der Tiefe. Unter den Rädern des halbbeladenen Wagens hindurch lief der Riß und jetzt reckte sich allmählich die Deichsel in die Höhe, wie ein Zeiger, der aufwärts steigt, und auf einmal drehten sich die Räder, dann schlug das Gefährt

lautlos um, und nur ein dumpfes Dröhnen, das unter den Füßen der Zuschauer an den Fenstern aufkam, begleitete den Sturz in die tiefgegrabenen Keller des Hauses, das auf dem Grund des Gartens errichtet werden sollte.

Es wurde heller. Der Regen ließ nach, und schon tauchte die Stadt mit silberstrahlenden Dächern aus dem Dunst. Eine blasser Sonne erschien nach dem Frühlingsgewitter. Als Egli die Verwüstung sah, die der kurze Aufruhr auf dem Baugrund angerichtet hatte, lachte er lautlos, das schwere Haupt im Takt bewegend. Regina hatte das Zimmer verlassen. Die Hochzeitsfeier war zu Ende.

(Fortsetzung folgt).

Der Dorf-Uhrenmacher

Siehe Bild auf Seite 239

ist ein Bild aus dem Volke. Von Zeit zu Zeit streifte der fog. Zeitpücker durch das Land und fand in den Dörfern und abgelegenen Häusern reichliche Arbeit. Ansässige Uhrenmacher waren auf dem Lande selten oder gar nicht zu finden. Deshalb galt so eine Uhr oder „Zeit“ als das Wichtigste in einem Hause. So ein „Zeitmacher“, der sich auf dieses geheimnisvolle Räderwerk verstand, wurde mehr als ein Gelehrter angesehen. Des-

halb sitzt hier der mit der Zeit ergraute Mann vor seinem Kunstwerk, es herzustellen. Ob er wohl daran denkt, daß seine Lebensuhr auch bald abgelaufen sei? Vorläufig aber ist er der Feststeller der Zeit bei der alten Schwarzwälderuhr und freut sich auf das „Zimis“ nach vollbrachter Arbeit. Bei einem Bauernbrot und einem Gläsli Brönz wird er sich selbst auf weiteres einöden.

R. Gehri.

Der Kräuterdoktor

Siehe Bild auf Seite 243

lebt seit Pharaos Zeiten auf Erden in allen Winkeln, wo es nur Menschen gibt. Im Altertum wie in der Gegenwart ist die Heilkunde Gemeingut der Menschheit. Jedes alte Weib weiß für diese oder jene Krankheit ein Mittel, ein Kräutlein. Die Heilkunde aber war seit allen Zeiten die treue Schwester des Aberglaubens im Volke.

Vorliegendes Bild zeigt uns einen solchen Kräuterdoktor,

wie er in einem alten Doktor- oder Hegenbuch liest. Was das Kraut nicht vermag, müssen Formeln und Worte vermögen. So ein Kräutermannli, welches tagelang in den Bergen herumstreicht, kann man sich gar nicht ohne Aberglauben vorstellen. Deshalb sieht man nebst Schafgarben und andern heilsamen Kräutern auch das Hegenbündeli in der primitiven Apotheker-Küche hängen.

R. Gehri.

Vom Heizenberg.

Von Adolf Frey, Zürich.

I. Dürfer und Weiden.

Mit Abbildung.

Herzog Rohan, durch Conrad Ferdinand Meyers „Jürg Jenatsch“ der deutschen Leserwelt nahe gerückt, soll den Heizenberg für den schönsten Berg der Welt erklärt haben und ließ ihn für den königlichen Palast zu Versailles malen. Das Urteil scheint gerechtfertigt, wenn man den Geschmack jener Zeit bedenkt, dem weite Ausblicke auf fruchtbare, wesentlich idyllische, bebaute Landschaften zumeist behagten. In der That streckt sich der Heizenberg, ziemlich genau von Süden nach Norden laufend, zwischen den höheren und steileren Bergzügen des Domleschg und des Saffenthals über zwei Stunden lang vom Fuße des Piz Beverin bis zum Zusammenfluß des Vorder- und Hinterrheins wie eine grüne Dase. Die dem Domleschg zugewandte Ostseite, sanfter und allmählicher ansteigend, als die schroffer abfallende westliche, ist von oben bis unten begrünt. Eine Reihe größerer und kleinerer, meist von Tannen und Lärchen besäumter Tobel durchschneiden

die Hänge, und immer neue Rutschungen der beweglichen Schieferhalden vergrößern ihr Gebiet. Ein unheimliches Zeugnis dafür gibt der Tobel von Burtein, in welchen die St. Gallus-Kirche, die älteste des Heizenbergs, bis auf eine schroff und malerisch am Rande des Abgrundes stehen gebliebene, von drei schönen Linden beschattete Wand im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte abstürzte; zur Mittagsstunde des 5. Mai 1847 sank der Turm in die Tiefe.

Ausgedehnte Tannenwäldungen bringen einen ernsten Ton in die leuchtende Landschaft, und anmutige Lärchengruppen heben ihre wallenden Schleier in die sanftbewegten, durchsichtigen Lüfte. Bis zur Höhe von 1200 Metern gedeihen Gemüse und Obst und breiten sich vereinzelt Getreidefelder aus. Nichts Anziehenderes, als die in der Sommerhitze wuchernden, halbverwilderten Gärten, in denen die ausgelassenste Anarchie bunter Blumen und ehrjamer Küchengewächse herrscht und